

Weihnachten 2010

weltweit

Das Magazin der Jesuitenmission





Ein langer Weg

Schulkinder aus Sar-e Ahangaran auf dem Heimweg.

Fotos rechts:
Trockenes Gestrüpp wird als Brennmaterial für den Winter gesammelt und auf Eseln nach Hause transportiert.
Zahara knüpft kunstvoll Teppiche.

Während besorgte Stimmen Afghanistan bereits als gescheiterten Staat abschreiben, erlebt man bei einem Besuch der Jesuiten in Bamiyan die Schönheit des Landes und die Hoffnung der Menschen.

Schnellen Schrittes kommen sie gelaufen. Eifrig und keck die Jungen voran, die Mädchen etwas schüchterner im Hintergrund. Seit mehr als einer Stunde sind sie unterwegs. Aber von Müdigkeit keine Spur! Es ist ihr täglicher Schulweg, sie kennen jede Biegung und jeden Felsbrocken in- und auswendig und jetzt springen sie über den kleinen Bergfluss und eilen nach Hause.

Im Dorf Sar-e Ahangaran scheint die Zeit vor Jahrhunderten stehen geblieben zu sein. Aus hellem Stein und Lehm gebaute Häuschen schmiegen sich an die Hänge des Koh-i Baba Gebirges, einem westlichen Ausläufer des afghanischen Hindukusch, dessen schneebedeckte Gipfel an der 5000-Meter-Marke kratzen.

Ernten für den Winter

Der kargen Mondlandschaft trotzen die Bewohner von Sar-e Ahangaran seit Generationen kleine Felder ab, auf denen sie Kartoffeln und Weizen anpflanzen. Auf dem Dreschplatz drehen zwei Ochsen ihre monotonen Runden und ziehen mit Steinen beschwerte Strohmatte hinter sich her, um die Weizenkörner aus den Ähren zu lösen. Ein alter Mann wirbelt mit einer Schaufel den vom Dreschplatz zusammengefügten Weizen in die Luft, damit die Spreu davon weht. Das gesiebte Korn wird auf die flachen Hausdächer zum Trocknen ausgelegt. Die Kinder helfen auf den Feldern bei der Kartoffelernte und beim Sammeln von vertrockneten,

niedrig wachsenden Bodensträuchern als Brennmaterial. Es ist Mitte Oktober und in wenigen Wochen wird der erste Schnee fallen.

Überleben in der Kälte

„Im Winter leben wir von dem, was wir jetzt ernten“, sagt Kazim, der uns zu einem Glas Tee in sein Haus einlädt. Mit Nan, dem typischen Weizenfladenbrot, Kartoffeln, Schaf-Fett und selbstgemachtem Joghurt retten sich die Familien über den langen und kalten Winter. Der Bukhari in der Küche, ein aus leichtem Metall geschmiedeter kleiner Ofen, ist die einzige Heizquelle. Bis minus 30 Grad fallen die Temperaturen und durch den Schnee ist die Schotterstraße in die Provinzstadt Bamiyan monatelang nicht passierbar. Für die Frauen der Familie Kazim ist der Winter die Zeit des Teppichknüpfens, neben all den anderen Aufgaben wie Wasserholen, Kochen, Kinder hüten, Putzen und Waschen. Die 15-jährige Zahara zeigt mir im Frauenzimmer den großen Webstuhl. Florale Ornamentik knüpft sie kunstvoll in den Teppich. „Die Wolle stammt von unseren Schafen, wir haben sie selbst gefärbt“, sagt sie. „Zu zweit arbeiten wir fünf Monate an einem Teppich.“ Je nach Größe und Qualität zahlt ihnen der Händler in Bamiyan für einen Teppich 8.000 - 10.000 Afghani, das sind umgerechnet 120 bis 150 Euro. Ein Zuverdienst, bei dem man den Stundenlohn nicht ausrechnen darf.

Die Bitte um Saatkartoffeln

In den letzten drei Jahren hat sich das Leben in Sar-e Ahangaran und den



AFGHANISTAN



Bamiyan liegt auf einem Zentralplateau in etwa 3000 Metern Höhe.

Nur noch eine leere Felsnische: Der gesprengte Buddha war 53 Meter groß.

acht umliegenden Dörfern jedoch Schritt für Schritt deutlich verbessert. „Damals kam eine Gruppe aus einem der Dörfer zu uns nach Bamiyan und bat um Saatkartoffeln“, erzählt Pater Stan Fernandes. Seit 2006 leitet der indische Jesuit den Einsatz seiner heute insgesamt acht Mitbrüder in Afghanistan. „Die Ernte war so schlecht ausgefallen, dass sie über den Winter alle Kartoffeln aufgegessen hatten und für die Aussaat keine mehr übrig waren.“ Die Jesuiten teilten ihren eigenen eingelagerten Kartoffelvorrat mit den Dorfbewohnern. „Wir haben sie in die Berge begleitet und gemerkt, dass die Not der Menschen hier noch viel größer ist als in Bamiyan.“

Gesprengte Buddhas

Bamiyan liegt nur 180 Kilometer entfernt von der Hauptstadt Kabul, doch mit dem Auto braucht man über den hohen Hajigak Pass oft mehr als acht Stunden – wenn man überhaupt ankommt. Denn die Strecke gilt als unsicher und anschlaggefährdet. In Bamiyan selbst und auch in der gleichnamigen Provinz finden Aufständische und Neo-Taliban jedoch keinen Rückhalt in der Bevölkerung. Denn hier ist das Kernland der Hazaras, die als ethnische Minderheit brutal von den Taliban verfolgt wurden und in der Geschichte Afghanistans immer wieder Diskriminierung und Ausgrenzung erfahren haben. Bamiyan erlangte traurige Weltberühmtheit, als die Taliban 2001 die riesigen Buddha-Statuen in die Luft sprengten. Mehr als 1.500 Jahre hatten die Buddhas unbeschadet über das Tal von Bamiyan gewacht. Jetzt lassen nur noch die

leeren Felsnischen ihre gigantischen Ausmaße erahnen. Der Feldzug der Taliban zielte auf die Ausmerzungen aller „un-islamischen“ und „fremden“ Einflüsse und Spuren. Und darunter fielen auch die Hazaras. „Wer einen Hazara umbringt, kommt direkt ins Paradies“, lautete eine Parole der Taliban. Tausende Hazaras flohen damals in die Nachbarländer Iran und Pakistan oder in unwegsame Bergdörfer wie Sar-e Ahangaran.

Lehrer ohne Schulabschluss

„Als ich das erste Mal hierher kam, war ich erschüttert und fasziniert, beides zugleich“, erzählt Pater Stan. Atemberaubend schöne Landschaften, majestätisch schroffe Berge, idyllisch friedliches Dorfleben, tragisch-grausame Geschichten der jüngsten Vergangenheit, eine Rückgrat-brechende Armut, von Herzen kommende Gastfreundschaft und der große Wunsch nach Bildung für die junge Generation. „Die Kinder von Sar-e Ahangaran saßen in Zelten, weil es kein Schulgebäude gab. Sie wurden von Lehrern unterrichtet, die selbst ohne Schulabschluss waren und nie studiert hatten“, sagt Pater Stan rückblickend. „Und als ich die Felder sah, war mir klar, dass hier dringend die Bodenerosion gestoppt und die Bewässerung verbessert werden musste.“

Wissenstransfer aus Indien

Als studierter Biologe hat Pater Stan jahrelang im indischen Pune mit dem Schweizer Jesuiten Hermann Bacher zusammengearbeitet und Watershed-Projekte geleitet. Dieses Wissen aus



Indien kommt jetzt Sar-e Ahangaran und acht umliegenden Dörfern zugute. Pater Stan holte seinen ehemaligen Kollegen und Watershed-Experten David Gandhi nach Afghanistan und schaffte es, die amerikanische Caritas für die Projektidee zu begeistern. Seit 2008 finanziert sie nun ein großes Watershed-Programm unter der Leitung von David Gandhi. „Eigentlich ist Watershed der falsche Begriff“, scherzt David Gandhi. „Es müsste Snowshed heißen. Denn bis auf den Schnee im Winter fällt hier kein Regen.“ Von Hand aufgeschichtete Steinwällen und neu gepflanzte Pappeln halten an den Berghängen jetzt das wertvolle Erdreich fest und sorgen dafür, dass bei der Schneeschmelze das Wasser zum Teil schon hier oben in den Boden einsickert und nicht sofort ungebremst ins Tal fließt. Neben Kartoffeln und Weizen wächst auf einigen Feldern

nun auch Luzerne als Grünfutter für Schafe, Esel und Rinder. Ramazan Ali war in Sar-e Ahangaran der erste, der sich getraut hat, sein Land mit den Watershed-Methoden zu verändern. Er ist begeistert: „Die Ernteerträge sind besser und wir haben jetzt genug zu essen.“

Jesuiten sind Katalysatoren

Auch eine richtige Schule hat Sar-e Ahangaran gemeinsam mit den umliegenden Dörfern mittlerweile bekommen, gebaut vom Provincial Reconstruction Team (PRT) der Neuseeländer, die in Bamiyan stationiert sind. Die PRTs sind Teil der internationalen Militärstrategie für Afghanistan. Über sie fließen staatliche Wiederaufbau- und Entwicklungsgelder. Als vor kurzem ein Sturm das Schuldach wegriß, wandte sich das Dorf

Bewohner von Sar-e Ahangaran beim Anlegen von Steinwällen. Durch Watershed-Methoden können selbst in dieser kargen Mondlandschaft neue und fruchtbare Felder gewonnen werden.



Salima (23) wollte ihr Leben lang Lehrerin werden. Jetzt erfüllt sich ihr Traum.

hilfesuchend an Pater Stan: Könne er nicht vielleicht zum „Kiwi-Camp“ gehen und nachfragen, ob die Reparatur unter die versprochene dreijährige Baugarantie falle? Die Jesuiten in Afghanistan übernehmen regelmäßig solche und ähnliche Mittlerfunktionen, denn oft scheut die lokale Bevölkerung aufgrund von Sprach- und auch Bildungsbarrieren davor zurück, direkt mit internationalen Militärangehörigen oder Hilfswerken Kontakt aufzunehmen. „Wir sind ganz gut vernetzt und wollen lieber so etwas wie Katalysatoren sein anstatt eigene Institutionen aufzubauen“, erklärt Pater Stan.

Selbstbewusste Mädchen

In Bamiyan unterrichten die Jesuiten an der staatlichen Universität, sind in der Lehrer- und Lehrerinnenausbildung aktiv und geben an verschiedenen Schulen Englischunterricht, auch eine Mädchenschule ist dabei.

Selbstbewusst wirken die Schülerinnen und sie haben genaue Vorstellungen. „Ich lerne Englisch, weil es eine internationale Sprache ist und wichtig für die Zukunft“, sagt Fatima. Rechtsanwältin oder Ärztin wollen die meisten werden. Um Wohlstand und Status gehe es ihnen dabei nicht. „Ich will meinem Volk und meinem Land helfen“, erklärt jede überzeugt. Bildung für ihre Söhne und Töchter wird von den Hazaras sehr geschätzt. Vielleicht auch deshalb, weil ihnen der Zugang so lange verwehrt wurde. „Auch schon vor der Zeit der Taliban durften Hazaras nicht an die Universität“, erfahren wir bei einem Treffen mit Studenten. „Bildung ist für uns die einzige Chance auf eine bessere Zukunft“, sagt Salima, die im dritten Jahr Mathematik auf Lehramt studiert. Salimas Mutter ist Analphabetin und hat den Wunsch ihrer Tochter nach höherer Bildung trotz aller Widrigkeiten immer unterstützt. Der Hunger nach Bildung ist groß, aber das Schulniveau ist vor allem auf den Dörfern erschreckend niedrig.

Bildungslücken schließen

Um diesen Rückstand aufzuholen, haben die Jesuiten in Bamiyan ein spezielles Winterprogramm gestartet. Wegen der Kälte schließen Universität und Schulen während des Winters für drei Monate. In dieser Zeit organisieren die Jesuiten in Dörfern der beiden Provinzen Bamiyan und Daikundi Intensivklassen sowohl für Schüler wie auch für Lehrer. Für diesen Winter planen sie an verschiedenen Orten insgesamt 18 Kurse, jeweils sechs Stunden jeden Tag. Pro

Kurs sind zwei Lehrkräfte vorgesehen. Geeignete Kandidaten für diese Aufgabe finden die Jesuiten unter ihren Lehrassistenten und Studenten an der Universität in Bamiyan. „Die meisten Studentinnen und Studenten kommen aus der Gegend und sind sehr engagiert, wenn es darum geht, auf den Dörfern zu helfen“, sagt Pater Stan. „Außerdem können sie so während der drei Ferienmonate etwas Geld verdienen und gleichzeitig wichtige Lehrerfahrung sammeln.“

Ferienwunsch Englischstunden

Die Winterschule der Jesuiten findet dieses Jahr auch für das Dorf Sar-e Ahangaran statt. Um der Kälte trotzen zu können, liegt das Brennholz bereits neben der Schule gestapelt. Zahara freut sich schon. Sie möchte in den drei Ferienmonaten Englisch lernen und nicht nur an ihrem Teppich knüpfen. Dafür läuft sie den mehr als einstündigen Weg zur Schule auch gerne im Schnee.

Judith Behnen

Dorfschule für die Kinder von Sar-e Ahangaran. Sie liegt ein Stück im Tal, um für alle umliegenden Dörfer erreichbar zu sein, ein Schulweg von ein bis zwei Stunden ist hier normal.





P. Stan Fernandes SJ arbeitet mit sieben indischen Mitbrüdern in Afghanistan. In Bamiyan leben drei Jesuiten und ein junger Freiwilliger aus Indien.

Hunger nach Bildung

Interview mit P. Stan Fernandes SJ

Wie kommen Jesuiten nach Afghanistan?

Im Jahr 2002 haben wir auf der Jesuitenkonferenz Südasiens beschlossen, dass wir angesichts der humanitären Krise in Afghanistan gemeinsam als asiatische Jesuiten helfen wollen. Wir haben zwei Teams losgeschickt, um konkrete Optionen für einen Einsatz zu prüfen und seit 2004 leben indische Jesuiten in Afghanistan.

In welchen Bereichen arbeitet ihr?

Unser erstes Projekt war der Wiederaufbau einer technischen Schule in Herat. Jetzt arbeiten wir mit zurückkehrenden Flüchtlingsfamilien und sind in Kabul und Bamiyan im Bildungssektor aktiv. Der Hunger nach Bildung bei den jungen Leuten ist enorm.

Seit wann seid ihr in Bamiyan?

Seit 2007. Bamiyan und Daikundi zählen zu den ärmsten und vernachlässigsten Provinzen. Wir sind hierhergekommen, um den Hazaras zu helfen, eine Volksgruppe, auf die immer schon herabgesehen wurde und als die niedrigste galt. Die Armut in den abgelegenen Regionen ist extrem. Afghanistan und Niger sind laut Entwicklungsindex die beiden ärmsten Länder unserer Welt.

Fühlt ihr euch sicher in Afghanistan?

Natürlich ist vieles in Afghanistan unsicher und diesen Druck fühlt man sehr stark. Die Angst vor Anschlägen ist dabei nur eine Sorge, es gibt viele andere: Ist diese oder jene Straße pas-

sierbar? Wird unsere Arbeitserlaubnis verlängert, die wir alle sechs Monate neu beantragen müssen? Schaffen wir es, für unsere Projekte Geldgeber zu finden oder müssen wir Hoffnungen, die wir in den Dörfern geweckt haben, enttäuschen? Generell zählt Bamiyan zu den sichersten Gegenden und wir haben sehr gute und enge Kontakte zur lokalen Bevölkerung. Wir leben wie sie und fallen nicht besonders auf.

Wie lebt ihr als Christen?

Wir treten hier nicht als Priester auf und wir sprechen auch nicht über unseren Glauben. Da sind wir sehr vorsichtig, besonders, weil wir mit Schülern und Studenten arbeiten. In Afghanistan ist jede öffentliche Demonstration einer anderen Religion verboten, Missionierung und Konversionen sowieso. Wir sind hier, um nach unseren Kräften und Möglichkeiten etwas Heilung und Frieden zu bringen. Wir erfahren von den Menschen sehr viel Dankbarkeit und hören oft: „Viele Leute sind gekommen und haben uns Hilfe versprochen. Ihr habt eure Versprechen gehalten und seid bei uns geblieben.“ In einem Dorf hat uns ein Mullah gesagt: „Danke, dass ihr uns als Menschen seht.“

Was macht euch zu schaffen?

Der Winter in Bamiyan. Diese klirrende Kälte sind wir aus Indien nicht gewohnt. Man wird nie richtig warm, dazu reichen die kleinen Öfen einfach nicht aus.